

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Sozialgeschichte - gestern und heute

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1994) : Sozialgeschichte - gestern und heute, In: Ilko-Sascha Kowalczyk (Ed.): Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft: Ringvorlesung an der Humboldt-Universität zu Berlin, ISBN 3-929666-09-X, Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik, GSFP, Berlin, pp. 15-31

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112455>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Jürgen Kocka

Sozialgeschichte - gestern und heute

Der Begriff der Sozialgeschichte schillert manchmal wie ein Chamäleon. Nicht ohne sympathisierende Ironie schrieb der deutsch-amerikanische Sozialhistoriker Hans Rosenberg 1969, „daß in den letzten Jahren die sog. Sozialgeschichte für viele ein nebulöser Sammelname für alles (geworden ist), was in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik als wünschenswert und fortschrittlich angesehen wird.“¹ Anderen erschien damals die Sozialgeschichte als „Einfallstor“ der als „linksverdächtig geltenden Soziologie in die Geisteswissenschaft“, und es gab Versuche, das Wort in Buchtiteln und Seminarbezeichnungen zu vermeiden und etwa durch „Kulturgeschichte“ zu ersetzen, um nicht ideologisch in ein schiefes Bild zu geraten. Wolfgang Zorn berichtete dies über München.² Ein anderes Zitat: „Wenn in irgendeinem Zweig der Geschichtswissenschaft eine genaue Bestimmung von Gegenstand und Methode fehlt, wenn es einen gibt, der zugleich ausufernd und unterprivilegiert, nebulös und fragmentiert ist, dann ist es die Sozialgeschichte.“ Das schrieb die bedeutende französische Sozialhistorikerin Michele Perrot 1977. Und der englische Historiker Eric Hobsbawm meinte 1980 nicht ohne Selbstironie, die Sozialgeschichte sei so etwas wie ein formloser Container für alles. Nichts sei ihr fremd: von der Geschichte der menschlichen Körperlichkeit bis zur Geschichte von Symbolen und Riten, vom Bettler bis zum Kaiser.³

I.

Ich will zunächst kurz und abstrakt umschreiben, was im Folgenden unter Sozialgeschichte und Gesellschaftsgeschichte verstanden wird. In einem zweiten Teil

1 H. Rosenberg: Probleme der deutschen Sozialgeschichte. Frankfurt/M. 1969, S. 147.

2 Sozialgeschichte - eine Politische Wissenschaft?, in: P. C. Mayer-Tasch (Hrsg.): Münchener Beiträge zur Politikwissenschaft. Freiburg i. Br. 1980, S. 50-67, bes. S. 58, 62f.

3 M. Perrot: The Strength and Weaknesses of French Social History, in: Journal of Social History 10(1976), S. 166; E. Hobsbawm: The Revival of Narrative: Some Comments, in: Past and Present 86(1980), S. 5.

werde ich - nach einem kurzen Blick in die Vorgeschichte - die einschneidenden Veränderungen diskutieren, die in den 60er und 70er Jahren in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik stattgefunden haben. In den Auseinandersetzungen jener Jahre stand nämlich die Sozialgeschichte im Zentrum. In einem dritten Teil will ich schließlich eine Reihe von Herausforderungen besprechen, mit denen sich die Sozialgeschichte in den 80er und frühen 90er Jahren konfrontiert sieht. Das Interesse an der Alltagsgeschichte, der Aufstieg einer neuen Kulturgeschichte und anderes mehr ist in den letzten Jahren nicht ohne Einfluß geblieben, und die Sozialgeschichte hat sich erweitert und verändert, aber sie blüht und gedeiht. Ich spreche vor allem über die Entwicklung in der Bundesrepublik.

Zwei Bedeutungen von Sozialgeschichte möchte ich nicht verwenden. Zum einen ist Sozialgeschichte manchmal als Geschichte der kleinen Leute, des Volkes, dann der Arbeiterschaft, der Arbeiterbewegung und der sozialen Frage verstanden worden, dies in kritischer Absetzung gegen die etablierte Geschichtsschreibung, die oft die Perspektive der Herrschenden und Mächtigen betonte. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert hat sich diese Bedeutung von Sozialgeschichte herausgebildet, im Umkreis der Arbeiterbewegung vor allem: eine sehr respektable Tradition, die man noch findet, wenn man die frühen Jahrgänge des „International Review of Social History“ oder des „Archivs für Sozialgeschichte“ aufschlägt. Aber der Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte ist breiter, nicht auf die unteren Schichten begrenzt. Und im übrigen kann man ja die Geschichte der unteren Schichten und der Arbeiter auch nicht wirklich studieren, ohne die Wechselbeziehung zwischen ihnen und den Herrschenden einzubeziehen. Die Eingrenzung der Sozialgeschichte auf die Geschichte der kleinen Leute, das wäre eine wenig hilfreiche, nicht zu empfehlende Verengung, und heute findet sich diese Bedeutung des Wortes Sozialgeschichte auch nur noch selten.

Zum anderen ist Sozialgeschichte häufig mit Strukturgeschichte gleichgesetzt worden. Dies geschieht auch heute noch. Vor allem Otto Brunner und Werner Conze haben Sozialgeschichte im Sinne von Strukturgeschichte begriffen und den inneren Bau, die Struktur der menschlichen Verbände, also die Verhältnisse und ihre langsame Veränderung als den eigentlichen Gegenstand der Sozialgeschichte gesehen. Auch der einflußreiche französische Historiker Fernand Braudel hat ähnlich gedacht.⁴ Und tatsächlich beschäftigt sich die Sozialgeschichte ja auch sehr stark mit Strukturen und Prozessen, etwa mit der Industrialisierung oder mit Klassenkonflikten oder mit sozialen Bedingungen und Folgen von Diktatur und Demokratie oder mit der Größe und Zusammensetzung von Familien verschiedener Schichten. - Aber andererseits muß sich auch die Sozialgeschichte um die Geschichte eines einzelnen Unternehmens oder eines großen Streiks kümmern können. Sie muß

4 Vgl. - mit Nachweisen - J. Kocka: Sozialgeschichte. Begriff - Entwicklung - Probleme. Göttingen 1986, 2., erw. Aufl., S. 70-82.

auch die Geschichte der sozialen Handlungen und Haltungen einbeziehen. Es geht in der Sozialgeschichte auch immer darum zu begreifen, wie Strukturen und Prozesse von den damals Lebenden erfahren, wahrgenommen und beeinflußt worden sind. Umgekehrt finden sich strukturgeschichtliche Betrachtungsweisen nicht nur in der Sozialgeschichte, sondern auch in der Politikgeschichte und anderswo.

Also: Sozialgeschichte sollte man weder als Geschichte der kleinen Leute noch als Strukturgeschichte verkürzt verstehen. Vielmehr schlage ich vor, zwei Bedeutungen von Sozialgeschichte nebeneinander zu gebrauchen.⁵

Sozialgeschichte soll zum einen die Geschichte eines Teils der geschichtlichen Wirklichkeit bedeuten. Sozialgeschichte ist insofern eine Teildisziplin, die sich mit einem Sektor oder mit einem Teilbereich oder einer Dimension der geschichtlichen Wirklichkeit beschäftigt, nämlich mit den sozialen Strukturen, Prozessen und Handlungen im engeren Sinn. Insofern ist Sozialgeschichte zu unterscheiden und abzugrenzen von anderen geschichtswissenschaftlichen Teildisziplinen, also etwa der Wirtschaftsgeschichte, der Kulturgeschichte oder der Politikgeschichte. Als Sektorwissenschaft, als Teildisziplin in diesem Sinne beschäftigt sich die Sozialgeschichte mit der Geschichte von sozialen Klassen, Ständen und Schichten, mit Betrieben, Vereinen und sozialen Beziehungen aller Art, mit Arbeitsverhältnissen, mit Industrialisierung und Urbanisierung, Mobilität, Familie und vielem mehr.

Zum anderen bedeutet Sozialgeschichte nicht nur die Geschichte eines Teilbereichs, sondern Geschichte ganzer Gesellschaften, also allgemeine Geschichte aus einem sozialgeschichtlichen Blickwinkel. Dafür hat sich der Begriff Gesellschaftsgeschichte oder „history of society“ durchgesetzt. In dieser zweiten Bedeutung stellt Sozialgeschichte einen spezifischen Zugriff auf die gesamte Geschichte, eine spezifische Betrachtungsweise dar. Insofern zielt die Sozialgeschichte - als Gesellschaftsgeschichte - auf Synthese oder mindestens auf Syntheserahmen und Syntheseskizzen, innerhalb derer dann monographische Untersuchungen eingebettet werden können. Insofern bezieht Sozialgeschichte - als Gesellschaftsgeschichte - auch die Geschichte der Wirtschaft und der Kultur, der Verfassung und der Politik mit ein, aber aus einem sozialgeschichtlichen Blickwinkel. In diesem zweiten Sinne unterscheidet sich Sozialgeschichte von anderen Betrachtungsweisen, zum Beispiel von der, die die allgemeine Geschichte unter Betonung der Politikgeschichte oder der Geschichte der Staaten zusammenfaßt. Die historischen Arbeiten von Karl Marx, Max Weber oder Norbert Elias, von Fernand Braudel, Eric Hobsbawm und Hans-Ulrich Wehler kann man als Beispiele einer umfassenden Sozialgeschichte im Sinne von Gesellschaftsgeschichte verstehen. Wie man daran sieht, kann Gesellschaftsgeschichte in ganz verschiedenen Varianten auftreten.⁶

5 Zum folgenden auch J. Kocka: Einleitung, in: ders. (Hrsg.): Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. Darmstadt 1989, S. 1-17.

6 Vgl. H.-U. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1: 1700 - 1815; Bd. 2: 1815 - 1849. München 1987 (weitere Bände in Vorbereitung); E. J. Hobsbawm: The Age of Revo-

Unterschieden wird also zwischen Sozialgeschichte als Geschichte einer Dimension geschichtlicher Wirklichkeit und Sozialgeschichte als Geschichte ganzer Gesellschaften. Auf diese beiden Bedeutungen läuft das Reden und das Schreiben über Sozialgeschichte sehr häufig hinaus, auch wenn andere Bezeichnungen gewählt werden.

Allerdings gibt es in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung selten reine Abgrenzungen. In der Realität herrschen Mischformen vor. Die Sozialgeschichte verbindet sich mit anderen Teildisziplinen und tritt dann als Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, als „politische Sozialgeschichte“ oder als Sozial- und Kulturgeschichte auf. Und wenn man in neuere Gesamtdarstellungen hineinblickt, in Handbücher, Gesamtdarstellungen der deutschen Geschichte, Geschichten anderer Länder oder Geschichten einzelner Perioden, dann findet man häufig keine Kapitel über Sozialgeschichte mehr - nicht, weil die Sozialgeschichte nicht berücksichtigt wurde, sondern weil sie zu einem integrierten Teil des Ganzen geworden ist und dieses Ganze dadurch beeinflusst und verändert. Sie dringt in die Darstellung ein, trägt sie bisweilen sogar und drängt sie in Richtung Gesellschaftsgeschichte der einen oder anderen Variante. Damit wird Sozialgeschichte schwer abgrenzbar, aber diese schwimmenden Abgrenzungen machen sie im Grunde umso reizvoller. So dokumentiert sich ihre Kraft, ihre Expansionsneigung. Sozialgeschichte ist meistens *mehr als eine selbstgenügsame Spezialisierung*. Sie drängt regelmäßig über ihre Definitionsgrenzen hinaus, je erfolgreicher sie ist, desto mehr.

Soviel zu den nötigsten begrifflichen Abgrenzungen, zur Definition und zu den Grenzen der Definierbarkeit von Sozialgeschichte.

II.

Die deutsche Geschichtswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts war natürlich ungeheuer vielfältig. Mit ein paar Sätzen kann man ihr im Grunde nicht gerecht werden. Aber vielleicht wird man trotzdem sagen können, daß die Geschichtswissenschaft in ihrem Kern und vielen ihrer Bereiche, besonders die deutsche, aber auch die anderer Länder, seit Beginn des 19. Jahrhunderts in wechselnder Weise historistisch geprägt war.⁷ Das soll heißen, daß Historiker meistens die

lution. Europe 1789 - 1848. London 1962; The Age of Capital. 1848 - 1975. London 1975; The Age of Empire 1878 - 1914. History of Civilization. London 1987 (auch auf dt.); N. Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde.. Frankfurt/M. 1976/77; F. Braudel: Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XI^e-XVIII^e siècle, 3 Bde. Paris 1979 (dt.: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. München 1985/86); J. Kocka (Hrsg.): Max Weber, der Historiker. Göttingen 1986; D. Groh: Karl Marx, in: H.-U. Wehler (Hrsg.): Deutsche Historiker. Göttingen 1973, S. 401-415.

7 Vgl. F. Jaeger, J. Rüsen: Geschichte des Historismus. Eine Einführung. München 1992.

große Politik der Staaten und ihrer Regierungen als den eigentlichen Gegenstand der Geschichte ansahen. Das soll heißen, daß nicht nur Personen und Persönlichkeiten, sondern komplexe historische Gebilde wie Staaten, Nationen, Völker und Kulturen als Individuen aufgefaßt wurden. Das Individualitätsaxiom war ein Grundpfeiler des historistischen Geschichtsverständnisses. Historistisch heißt weiter, daß die Geschichte als ein sich entwickelnder Zusammenhang begriffen wurde, als Entwicklung, das heißt, daß das Neue aus dem Älteren hervorgeht, ohne daß das Ältere damit verschwindet und ohne daß das Neue eine Wiederholung des Älteren ist. Die Kategorie der Kontinuität ist deshalb ganz zentral.

Historismus, das heißt weiterhin, daß hermeneutische Methoden, also das Verstehen vergangener menschlicher Wirklichkeit und ihre Interpretation, im Mittelpunkt der Arbeit des Historikers stehen, nicht so sehr aber das systematische Erklären mit Hilfe von Vergleichen oder Theorien. Zum Historismus gehört auch ein nahes und kritisches Verhältnis zu den Quellen. Dabei dienen als Quellen vornehmlich schriftliche Textquellen, woraus sich die große Bedeutung der Archive erklärt. Scharf und oft ein wenig von oben herab setzten sich viele Historiker von den allmählich entstehenden systematischen Sozialwissenschaften, der Staatswissenschaft, später der Soziologie und der Nationalökonomie, ab. Sie blickten auf sie herab, wollten mit ihnen wenig zu tun haben. Die Sozialwissenschaften erschienen ihnen als zu generalisierend oder zu materialistisch oder zu mechanisch. In diese Skepsis gegenüber den Sozialwissenschaften mischte sich auch häufig die Ablehnung von sozialistischen Gedankengängen und manchmal auch ein zugleich antipositivistisches und antiwestliches Ressentiment, denn gerade aus England und Frankreich kamen Angebote, die Geschichte stärker zivilisationsgeschichtlich und sozialwissenschaftlich zu begreifen.

Es gab viele Ausnahmen, Otto Hintze z. B. Und es gab Felder der Geschichtswissenschaft, auf die all das weniger zutraf, z. B. in der Landesgeschichte setzte sich der Historismus in diesem Sinn nie richtig durch. Karl Lamprecht war nicht zufällig auf dem Gebiet der Landesgeschichte großgeworden. Und es gab Außensteiter wie Franz Mehring oder Eckart Kehr. In den 1920er, 30er und 40er Jahren zeichneten sich neue Entwicklungen ab. Während in Frankreich der große Durchbruch zur Sozialgeschichte durch die Gründung der Zeitschrift „Annales“ (1929) gelang, gab es auch in Deutschland eine Minderheitsströmung unter den Historikern, die nicht unproblematische „Volksgeschichte“, mit der etwa Historiker wie Otto Brunner, Werner Conze und Hermann Aubin verbunden waren, die ja dann die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik beeinflußt haben.⁸

8 Vgl. E. Schulin: Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift (im folgenden HZ) 245(1987), S. 1-30; W. Oberkrome: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918 - 1945. Göttingen 1993.

Aber im Ganzen, trotz dieser Einschränkungen, blieb doch das historicistische Paradigma dominant. Man kann beobachten, daß es sich nach 1918, nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, als es um Kriegsschuld und ähnliche Probleme ging, noch einmal kräftig einengte und gegen westliche Einflüsse abspernte. Dieses historicistische Paradigma, das im 19. Jahrhundert so erfolgreich gewesen war, aber nach seinen Einengungen im 20. mehr und mehr Blindstellen aufwies, blieb bis in die 1950er Jahre dominant und wurde nur auf geistesgeschichtlichem Gebiet - man denke an Friedrich Meinecke - innovativ erweitert.

Allerdings hat es auch im 19. und frühen 20. Jahrhundert Sozialgeschichte gegeben, wenn auch kaum innerhalb der politikgeschichtlich geprägten, bestenfalls geistesgeschichtlich erweiterten Universitäts-Fachgeschichte. Vielmehr trat die Sozialgeschichte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zum einen in der Verbindung Sozial- und Wirtschaftsgeschichte als Teil des relativ separaten, nicht zur allgemeinen Geschichte gehörigen Spezial- und Teilfaches Sozial- und Wirtschaftsgeschichte auf, und zwar in Deutschland sogar relativ früh. Die heute noch existierende Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ist im Jahre 1903 gegründet worden und besaß einen Vorläufer, der bis 1893 zurückreichte. Sozialgeschichte wurde außerdem von den historisch orientierten Staats- und Sozialwissenschaftlern betrieben, also von Gustav Schmoller, Werner Sombart und Max Weber. Sozialgeschichtliche Elemente enthielt auch die halbakademische Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die Volksgeschichte der 20er, 30er, 40er Jahre dieses Jahrhunderts erwähnte ich schon. Sie wurde von einer Minderheit oft völkisch orientierter Historiker betrieben, sie sprengte das politik- und geistesgeschichtliche Paradigma und wandte sich der Geschichte des Volkes, der Siedlungsstrukturen, der Sippen und der Sitten zu - methodisch manchmal ganz modern, ideologisch sehr problematisch. Das meiste davon überlebte dann den Bruch 1945 nicht - mit Ausnahmen. Dies ist eine dunkle, erst kürzlich untersuchte Traditionslinie der modernen Sozialgeschichte.⁹

Immerhin konstatierte 1949 der eher konservative Historiker Gerhard Ritter, der erste Vorsitzende des Verbandes der Historiker Deutschlands nach dem Krieg „eine gewisse Hilflosigkeit der deutschen Historiker“, auch im internationalen Vergleich, bei der Erforschung, wie er sagte, des „modernen Massenmenschentums.“ Man sei mit „der einseitigen Pflege politischer Historie im engeren Sinn und einer all zu sublimierten Geistesgeschichte nachgerade rückständig geworden.“¹⁰ Was die Größe und die Weltgeltung der deutschen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert ausgemacht hatte und Modell für Entwicklungen in anderen Ländern gewesen war, dieses damals sehr angemessene und erkenntnisfördernde Paradigma

9 W. Oberkrome: Volksgeschichte; J. Kocka: Sozialgeschichte, S. 59-67.

10 G. Ritter: Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft, in: HZ 170(1950), S. 9.

war nun - unter den neuen Bedingungen des 20. Jahrhunderts - mit seiner Staatsorientierung und Gesellschaftsferne, mit seiner Fixierung auf hermeneutisches Sinnverstehen und mit seiner idealistischen Überspitzung des Individualitätsprinzips zur Grenze, zur Fessel geworden. Die Verwüstungen des Nationalsozialismus und des Krieges kamen hinzu, auch der Aderlaß der Emigration, die internationale Isolierung der deutschen Geschichtswissenschaft unter der Diktatur 1933-45, die tiefe Diskreditierung der nationalen Idee, die so lange erkenntnisleitend für viele Historiker gewesen war, auch die erwiesene Unfähigkeit der Historiker zur Resistenz gegen die Barbarisierung des öffentlichen Lebens im „Dritten Reich“. All das kam zusammen. 1945 war die deutsche Geschichtswissenschaft auf einem Tiefpunkt angelangt.

Schon die 1950er Jahre brachten interessante Versuche zur Neuorientierung und einzelne große Pionierleistungen. Beispielhaft sei Werner Conzes Programm der Strukturgeschichte genannt, auch der von ihm gegründete einflußreiche Heidelberger Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte, der heute noch existiert. Gerhard A. Ritters frühe Untersuchung zur Sozialgeschichte der Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich (1959) kann als wichtige Pionierstudie gelten. Zu nennen sind Theodor Schieders typologische Arbeiten zur Geschichte der Nationsbildung und des Nationalismus in Köln oder auch Karl-Dietrich Brachers bahnbrechende, theoriegeleitete, politikwissenschaftlich-historische Studie zum Untergang der Weimarer Republik und zum Aufstieg des deutschen Faschismus.¹¹ Das waren sehr vereinzelt Leistungen, aber mit großer Fernwirkung. Werner Conze, Theodor Schieder und Gerhard A. Ritter gehörten auch zu jenen Hochschullehrern, bei denen schon in den 50er und in der ersten Hälfte der 60er Jahre viele der Sozialhistoriker ausgebildet wurden, die dann in den 60er und 70er Jahren die Sozialgeschichte innerhalb der westdeutschen Geschichtswissenschaft durchsetzten.

Aber insgesamt war das Klima der 50er Jahre nicht gerade günstig für radikale Reformen und Veränderungen. Der Kalte Krieg und die dadurch beeinflusste Stimmung erschwerten die Rezeption mancher kritischen Tradition. Auch die Existenz zweier deutscher Staaten und das gespannte Wechselverhältnis zwischen ihnen blieb nicht ohne Wirkung auf Wissenschaft und Kultur. Für die Bundesrepublik hat das bedeutet, daß marxistische Traditionen schwerer und zögernder aufgegriffen wurden, als das gleichzeitig in Frankreich oder England der Fall war. In den damals nur wenig expandierenden Universitäten hatte es bis in die frühen 60er Jahre nur sehr wenig Personalwechsel gegeben. Die personelle Kontinuität zur Zeit vor 1945 war erdrückend. Das prägte auch die Geschichtswissenschaft, wie sie ganz vorwiegend betrieben wurde.

11 Vgl. W. Schulze: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. München 1989; W. Conze: Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945, in: HZ 225(1977), S. 1-28.

III.

Erst in den 60er und frühen 70er Jahren beschleunigte sich der Wandel. Er verbreiterte sich und gab der Geschichtswissenschaft eine neue Qualität. Man mag es für übertrieben halten, von einem Paradigmawechsel zu sprechen, denn vieles vom historistischen Paradigma, das ich weiter vorn beschrieben habe, überlebt ja bis heute: Der Entwicklungsbegriff, die Verwendung hermeneutischer Methoden nicht allein, aber unter anderen, die Verankerung geschichtswissenschaftlichen Arbeitens in Quellenstudien und Quellenkritik - dieses und anderes verbindet auch heutige Historiker mit den Historikern des 19. Jahrhunderts. Kontinuitäten sind unbestreitbar. Aber der Wandel in den 60er und frühen 70er Jahren war ebenso tiefgreifend. Eine radikale Erweiterung und innere Pluralisierung des herrschenden Paradigmas fanden statt. Dies geschah nicht ohne tiefgreifende Kontroversen, die teilweise die Grenzen des Faches überschritten und in die Öffentlichkeit drangen. Besonders manche der damals Jüngeren wurden vom Reformklima und der Aufbruchsstimmung der 60er Jahre, von dem einerseits kritischen, aber andererseits optimistischen Grundklima der Zeit erfaßt und zu einer Haltung geführt, die ein Engagement für wissenschaftliche Innovationen mit einem liberal-demokratischen, sozialdemokratischen, manchmal sozialistischen Engagement für die Veränderung der Gesellschaft verknüpfte. Die zweite Hälfte der 60er Jahre war ja die große Zeit der Studentenbewegung, der Reformbewegungen der verschiedensten Art, der intellektuellen-Bewegungen, die dann Ende der 60er Jahre in die sozial-liberale Koalition mündeten. Das war die Zeit, in der kritische Interpretationen der deutschen Geschichte, der eigenen Geschichte an Boden gewannen, häufig im Vergleich mit dem Westen, mit Frankreich, England und Amerika, manchmal auch Skandinavien, und häufig unter der Fragestellung, warum in Deutschland, nicht aber in diesen westlichen Demokratien die große Krise der Zwischenkriegszeit zum Durchbruch und Sieg des Faschismus geführt hatte. Dieses Interesse an den Bedingungen und Ursachen der nationalsozialistischen Diktatur, dieser deutschen Katastrophe, war ein offener und versteckter Impuls hinter den vielen historischen Neuansetzungen und Diskussionen jener Jahre. In diesem Zusammenhang wurde auch viel vom sogenannten deutschen Sonderweg gesprochen, den man auf Englisch am besten mit „German divergence from the West“ übersetzt. Mit „Sonderweg“ wurde die jüngere deutsche Geschichte als Entwicklung thematisiert, die nicht mit Notwendigkeit, aber als ermöglichende und erleichternde Bedingung auf „1933“ zu lief, anders als in den westlichen Demokratien, mit denen man sich verglich. In diesem Zusammenhang - aber dann weiter zurückgreifend in die Sozial- und Kulturgeschichte - fragte man nach Traditionen überflüssiger Herrschaft, nach versäumten Chancen der Emanzipation, nach Interessen und Konflikten, nach Privilegien und sozialer Ungleichheit. Die längst fällige, jetzt nachgeholte Auseinandersetzung

mit der Rolle des Fachs und der Älteren im Nationalsozialismus kam hinzu, und das gab vielen der Debatten in den 60er und frühen 70er Jahren eine eigentümliche Schärfe. Die Frage nach der Kontinuität zum Nationalsozialismus hin stand im Zentrum der wichtigsten Debatten der damaligen Jahre, beginnend von der Fischer-Kontroverse um 1960 über die Debatte um Hans-Ulrich Wehlers Kaiserreich-Buch von 1973 bis zum „Historikerstreit“ von 1986/87. Immer ging es um den Ort des Nationalsozialismus in der eigenen Geschichte, und von daher gewann die Sicht auf die deutsche Geschichte eine kritische Perspektive.¹²

Aber bei aller Traditionskritik wurden auch manche Traditionen neu entdeckt - zum Beispiel Marx durch die Brille der Frankfurter Schule, meistens in deutlicher Absetzung vom orthodoxen Marxismus-Leninismus östlich der Elbe. Man rezipierte auch frühere Außenseiter der Zunft wie Eckart Kehr oder Emigranten-Historiker wie Hans Rosenberg, die nunmehr neu verlegt wurden, Einfluß gewannen und auch teilweise zurückkamen. Mit dem Ausbau der Hochschulen in der zweiten Hälfte der 60er Jahre und in den frühen 70er Jahren - man denke an die Neugründungen von Universitäten wie Bielefeld, Konstanz und Bochum - gewannen diese neuen kritischen Ideen ihre institutionelle Chance. Der Generationswechsel in der Zunft beschleunigte sich.

Im Zeichen vehementer Kritik am Historismus wandte sich das Interesse den historischen Strukturen und Prozessen zu - im Unterschied zu den herkömmlich stärker behandelten Ereignissen, Personen und Handlungen. Man wollte Handlungsspielräume erkennen und nicht nur Handlungen verstehen. Das ergab einen Zuwachs an analytischer Kraft. Die Politikgeschichte verlor ihre herkömmliche Rolle als Leitsektor. Die Sozialgeschichte stieg auf, nicht nur als Spezialdisziplin, sondern auch als strukturierender Bestandteil der allgemeinen Geschichte, als Gesellschaftsgeschichte. Es wurde üblicher, Geschichte von der Gesellschaft her aufzuschlüsseln. Sozialökonomische Erklärungen - denen traute man damals viel zu - und marxistische Traditionen spielten eine gewisse Rolle. Die ideologiekritische Frage nach den sozialökonomischen Bedingungen und Folgen von Politik und Kultur erwies sich als intellektuell spannend, als politisch provokativ und als wissenschaftlich produktiv. Auch wurde die Geschichtswissenschaft theoriehaltiger. In bewußter Absetzung von der Sprache der Quellen und damit in antihistoristischer Kritik lernte man, mit scharf definierten Begriffen und Theorien zu arbeiten. Beispielsweise spielten Klassenbegriffe in der Arbeitergeschichte eine zunehmende

12 Vgl. H.-U. Wehler: *Geschichtswissenschaft heute*, in: J. Habermas (Hrsg.): *Stichworte zur „Geistigen Situation der Zeit“*. Frankfurt/M. 1979, Bd. 2, S. 709-753; J. Kocka: *Ende des deutschen Sonderwegs?*, in: W. Ruppert (Hrsg.): *„Deutschland, bleiche Mutter“ oder eine neue Lust an der nationalen Identität?* Berlin 1992, S. 9-32; „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München 1987.

Rolle, Modernisierungstheorie wurde zur Analyse des Kaiserreichs verwandt, Max Webers Idealtyp der Bürokratie erwies sich in Geschichten öffentlicher Verwaltungen oder privatwirtschaftlicher Bürokratien als nützlich. Generalisierende Zugriffe wurden häufiger, die Quantifizierung gewann an Bedeutung, mit Vergleichen wurde experimentiert. Die Geschichtswissenschaft öffnete sich gegenüber den systematischen Sozialwissenschaften, besonders der Soziologie, der Politikwissenschaft und der Ökonomie, ohne allerdings in diesen aufzugehen und ohne die eigene Identität zu verlieren. Die Geschichtswissenschaft wurde selbstreflexiver und analytischer - jedenfalls bei einigen ihrer Vertreter. Man sprach von „Historischer Sozialwissenschaft“. In vielen Varianten und Schattierungen entstand in den 60er und 70er Jahren eine neue, leistungsfähige, nach-historistische, aufklärerisch-kritische Geschichtswissenschaft zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften.¹³ Einflüsse aus dem westlichen Ausland spielten eine wichtige und im ganzen fruchtbare Rolle, der Einfluß zurückkommender oder doch zurückwirkender Emigranten - ich erwähnte sie schon -, frühe Austauschprogramme mit dem westlichen Ausland für Studenten und junge Wissenschaftler, Kooperationsbeziehungen aller Art. Wissenschaftlich und kulturell ist die alte Bundesrepublik sehr viel gründlicher in den Westen integriert worden als die alte DDR in den Osten. Die Entwicklung verlief also für den größeren Teil Deutschlands nach 1945/50 ganz anders als sie nach 1918 verlaufen war. Nach 1918 hatten sich die deutschen Historiker gegenüber dem Westen abgekapselt und auf sich selbst gewendet. Dies wurde glücklicherweise in der Bundesrepublik nicht wiederholt.

In den Umstrukturierungen der 60er und 70er Jahre gewann die Sozialgeschichte an Boden - in mehrfacher Weise: *Einmal* lebten ältere Traditionen weiter, so die enge Verzahnung von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. *Zum andern* begann die Sozialgeschichte, sich aus der Umklammerung durch die Wirtschaftsgeschichte zu lösen und sich innerhalb ihrer selbst auszudifferenzieren. Neue Felder wurden erobert, die Sozialgeschichte der Familie etwa, die Sozialgeschichte der Wanderungen, der Aufstiegs- und Abstiegsmobilität, der sozialen Proteste, der Urbanisierung. Neben der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, neben dieser reinen Sozialgeschichte war *drittens* sehr bezeichnend für die damalige Zeit das, was man „politische Sozialgeschichte“ nennen kann. Beispielsweise Fritz Fischer, Hans Rosenberg, Hans-Jürgen Puhle, Hans-Ulrich Wehler, Heinrich August Winkler und andere halfen, diese Richtung zu entwickeln. Sie schrieben Artikel und Bücher, in denen es weiter-

13 Vgl. G. G. Iggers: Vom Historismus zur „Historischen Sozialwissenschaft“: Die bundesdeutsche Geschichtsschreibung seit der Fischer-Kontroverse, in: ders.: Neue Geschichtswissenschaft. München 1975, S. 97-156; ebenda, S. 157-218: Marxismus und moderne Sozialgeschichte. Keiner hat mehr zu diesem Wandel beigetragen als der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler. Vgl. ders.: Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Göttingen 1980.

hin primär um die Erklärung von Politik und ihrer Veränderungen ging - also z. B. um den Beginn des I. Weltkriegs oder um den radikalen Konservatismus der Agrarier vor 1914 oder um Bismarcks Wendung zum Kolonialismus in den 1880er Jahren oder um die mittelständische Bewegung der Weimarer Zeit. Aber so sehr die politischen Wandlungen das Explanandum, das zu Erklärende, blieben, so sehr wurden wirtschaftliche und soziale Wandlungen, Krisen, sozialökonomische Interessen, soziale Gruppen und Organisationen als Erklärungsfaktoren herangezogen. Das war eine ideologiekritische Herangehensweise. Die Frage nach dem Interessenbezug von Politik stand im Vordergrund, die Frage, wem sie nützte und schadete. Diese Verknüpfung von sozialökonomischer Geschichte und Politikgeschichte fand ein breites und kontroverses Interesse. In Verbindung damit begann sich *viertens* das Programm der Sozialgeschichte als Gesellschaftsgeschichte zu entwickeln, häufig in Anknüpfung an Max Weber. Was da neu entstand - ich gehe nicht weiter auf Einzelheiten ein - war vielfältig und heterogen. Besonders in den neuen Universitäten wurde Sozialgeschichte betont - in Bielefeld vor allem, aber auch in Bochum und an der Freien Universität Berlin, die ja auch in gewisser Weise eine neue Universität war. Die 1975 gegründete Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft - Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ wurde zum wichtigsten Forum für Sozialgeschichte und sozialwissenschaftlich orientierte Geschichtswissenschaft überhaupt.¹⁴

IV.

Blickt man nun auf die 80er und frühen 90er Jahre, dann muß man zunächst einmal sagen, daß vieles von dem, was damals umkämpft war, heute selbstverständlich geworden ist. Vieles wurde fortgesetzt und vergrößert. Vieles, was in den 60ern und 70ern gesät wurde, ist in den 80er Jahren geerntet worden. Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in ihrer engen Verbindung lebt fort. Forschungen zur Industrialisierung und zur Proto-Industrialisierung können als Beispiele dienen.

Aber die Sozialgeschichte hat sich gleichzeitig von der Wirtschaftsgeschichte weiter emanzipiert und ausdifferenziert. Sozialgeschichte in der Erweiterung ist das von Werner Conze einmal genannt worden.¹⁵ Familie und Haushalt, Vereine und Geselligkeit, Erziehung und Bildung, Kirchen und Religiosität wurden verstärkt untersucht. Die Sozialgeschichte der Arbeiterkultur und der Volkskultur, der He-

14 Der beste Überblick: G. A. Ritter: Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: J. Kocka (Hrsg.): Sozialgeschichte im internationalen Überblick, S. 19-88.

15 Wie ausdifferenziert und vielfältig die Sozialgeschichte auch hierzulande mittlerweile ist, lehrt ein Blick in die neueste Bibliographie: H.-U. Wehler: Bibliographie zur neueren deutschen Sozialgeschichte. München 1993.

xen und der Hexenverfolgungen, die Sozialgeschichte von Krankheit, Gesundheit und Tod, die Sozialgeschichte der Hygiene und der Medikalisierung, die Sozialgeschichte des Körpers bzw. des Umgangs mit ihm, die Geschichte von Gerüchen und Gesten; es scheint kaum etwas zu geben, was nicht Gegenstand der Sozialgeschichte werden kann, wenn auch häufig aufgrund äußerst windigen Quellenmaterials und auf der Basis von sehr begrenzten Nachrichten und Informationen. Das war vor allem eine große Bereicherung. Allerdings wurde die Verknüpfung schwierig, Zersplitterung wurde beklagt.

Neben der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und der sich ausdifferenzierenden „reinen“ Sozialgeschichte ist dann drittens die politische Sozialgeschichte weiter existent. Es gibt Studien über Interessenverbände, über die Wählerbasis von Parteien und über soziale Bedingungen und Folgen der Politik. Aber das ist nicht mehr so provokativ, nicht mehr so kritisch, auch nicht mehr so umstritten, wie in den 60er und 70er Jahren.

Die Sozialgeschichte ist tief in die allgemeine Geschichte eingedrungen. Wenn man sich neuere Handbücher oder Gesamtdarstellungen ansieht, erkennt man die Tendenz zur verstärkten Einbeziehung der Sozialgeschichte in die allgemeine Darstellung. Die Gesellschaftsgeschichte, seinerzeit noch ein bloßes Programm, ist insbesondere durch die wichtigen Gesamtdarstellungen von Hans-Ulrich Wehler der Verwirklichung entgegengeführt worden, wobei nun noch eindeutiger als früher Max Webers Theorie der okzidentalen Modernisierung zum Leitfaden wird. Vergleichende Geschichtswissenschaft hat nach Vorläufern in den 60er und 70er Jahren eigentlich erst in den 80er Jahren vom Boden abgehoben. Hartmut Kaelbles Arbeiten zum Vergleich europäischer Gesellschaften sind da beispielhaft zu nennen.¹⁷ Insgesamt läßt sich sagen, daß die Sozialgeschichte wächst, blüht und gedeiht. Doch die letzten fünfzehn Jahre brachten auch neue Herausforderungen.

Das Interesse der Öffentlichkeit an Geschichte wandelte sich. Die 60er Jahre waren zwar nicht geschichtsfremd, wie manchmal gesagt wird, aber damals interessierte man sich für Geschichte vor allem, um aus ihr zu lernen und auch, um sich von ihr abzusetzen - kritisch und distanziert. Das gibt es natürlich auch heute. Aber ein anderes Interesse an Geschichte kam hinzu: Seit den 80er Jahren sicherte man Spuren, man gründete Museen, man förderte den Denkmalschutz. Historische Erinnerung ist mindestens so bedeutsam geworden wie historische Erklärung. Man betreibt Geschichte um sie sich anzueignen, um besser „wir“ sagen zu können, um

17 Vgl. H. Kaelble: *Nachbarn am Rhein. Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft seit 1880*. München 1991; Wehlers *Gesellschaftsgeschichte* oben in Anm. 6; Beispiele sozialgeschichtlich durchdrungener Gesamtdarstellungen: D. Lange-wiesche: *Europa zwischen Restauration und Revolution 1815 - 1849*. München 1985; L. Gall: *Europa auf dem Weg in die Moderne 1850 - 1890*. München 1984 (beides im Oldenburg Grundriß der Geschichte).

zu wissen, woher man kommt, wer man ist und wohin man möglicherweise geht. Die prägenden Krisenerfahrungen der 80er Jahre sind anders als die prägenden Krisenerfahrungen der 60er Jahre. Die ökologische Krise hatte im Bewußtsein der 60er und frühen 70er Jahre noch keine Rolle gespielt, in den 80ern rückte sie in den Vordergrund. Das Gefühl, daß sich die Wirklichkeit eher zu schnell verändert als zu langsam, ist für viele in den späten 70er und frühen 80er Jahren dominant geworden, während in den 60er und frühen 70er Jahren eher das Gefühl verbreitet war, daß die Verhältnisse verkrustet seien, daß sie sich nicht genügend änderten, daß man sie zur Veränderung zwingen müßte. Und in dieser Veränderung des öffentlichen Klimas, weit verbreitet von rechts bis links, von Altkonservativen bis zu wertkonservativen Grünen, auch vielen Sozialdemokraten und manchen Liberalen, in dieser veränderten Stimmung interessiert man sich für Geschichte als Widerlager, als etwas, was einem Halt geben kann in dem bedrohlich schnellen Wandel der Gegenwart. Man interessiert sich für Geschichte als Basis kollektiver Identität, wobei die einen stärker auf nationale Identitätsstärkung hoffen, andere historische Erinnerung zur Förderung von demokratischer Identität und Solidarität empfehlen und wieder andere die heimatische Geborgenheit des Stadtteils auszugraben versuchen.¹⁸

Daraus folgt, daß sich die Geschichtswissenschaft mit gesteigerten aber auch veränderten Ansprüchen konfrontiert sieht. In den 60er und 70er Jahren war die Geschichtswissenschaft analytischer und argumentativer geworden. Jetzt sollen Historiker wieder erzählen, denn erzählte Geschichte eignet sich besser zu historischer Aneignung zwecks Kontinuitätsdarstellung und Identitätsverbürgung - eher als die begrifflich vermittelte, sperrige, manchmal schwer zu konsumierende, argumentierende Historische Sozialwissenschaft. Nun wird niemand bestreiten, daß es erstrebenswert ist, gut und flüssig und verständlich zu schreiben, das Publikum zu gewinnen und seine Aufmerksamkeit zu halten. Aber oft zahlt man mit einem Verlust an analytischer Schärfe und theoretischer Klarheit und Durchschaubarkeit für den erzählerischen Erfolg, denn das Wichtigste läßt sich häufig nicht erzählen, sondern nur analysieren.¹⁹

Genen den struktur- und prozeßgeschichtlichen Tenor der 60er und frühen 70er Jahre hat dann die Alltagsgeschichte des letzten Jahrzehnts erfolgreich darauf bestanden, daß man auch rekonstruieren muß, wie der strukturelle Wandel von den Zeitgenossen erfahren, verarbeitet und handelnd beeinflußt wurde. Unter dem Stichwort „Alltagsgeschichte“ traten ganz verschiedene Forderungen auf - auch viel Problematisches, z. B. manchmal begriffsloser Neohistorismus, manchmal ein Ver-

18 Vgl. J. Kocka: Geschichte - wozu?, in: W. Hardtwig (Hrsg.): Über das Studium der Geschichte. München 1990, S. 427-443, bes. 427-435.

19 Vgl. J. Kocka, Th. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München 1979.

zicht auf die Erkenntnis von Zusammenhängen, manchmal die Hoffnung, ohne Begriffe einen unmittelbaren Zugang zur vergangenen Wirklichkeit zu finden - was unmöglich ist. Dies wurde kontrovers diskutiert. Der Höhepunkt der Diskussion zwischen Historischer Sozialwissenschaft und Alltagsgeschichte lag Mitte der 80er Jahre. Mittlerweile ist diese Diskussion, die häufig überzogen und überspitzt worden ist, stark zurückgegangen. Einerseits haben die Alltagshistoriker überzogene Revisionserwartungen zurückgenommen, andererseits sind die Errungenschaften der Alltagsgeschichte nicht zu übersehen: Die Kategorie der Erfahrung setzte sich durch, neben der einstmals eindeutig im Vordergrund stehenden Kategorie des Interesses. Häufig vernachlässigte innere Dimensionen der Geschichte sind verstärkt thematisiert worden: Bewußtsein und Emotionen, psychische Formierung und Mentalitäten, Sinnlichkeit, Geschmack. Neue Zugriffe wurden entwickelt, besonders „oral history“ in der Zeitgeschichte. Das Konkrete wurde neu entdeckt, der Sinn für Ambivalenzen, die Bedeutung der kleinen Unterschiede. Und es setzte sich die Überzeugung durch, daß die menschlichen Erfahrungen und Interessen nicht nur klassen- und schichtenbedingt, sondern auch geschlechtsspezifisch und altersabhängig sind und entsprechend untersucht werden sollten.²⁰

Gleichzeitig haben die Plausibilität und die Überzeugungskraft sozialökonomischer Erklärungsmuster nachgelassen. Marxistische Gedanken sind schnell gealtert und in den Hintergrund getreten - auch schon vor 1989. Allzu rasch, mag man meinen, wenn man überzeugt ist, daß die Wendung von Marx zu Weber, von Marx zu Elias oder gar zu Foucault nicht nur Gewinn, sondern auch Verlust bedeuten kann. Aber auf der Gewinnseite dieser Veränderungen steht, daß man Kultur ernster nimmt als früher, daß der Sinn für die Welt der Symbole geschärft worden ist, daß so etwas wie eine neue Kulturgeschichte entsteht, oft in enger Verbindung mit der Sozialgeschichte. Die Sozial- und Kulturgeschichtler profitieren heute von enger Zusammenarbeit mit Kulturanthropologie und Volkskunde, so wie die Historischen Sozialwissenschaftler der 60er und 70er Jahre aus der Zusammenarbeit mit Nationalökonomien, Soziologen und Politikwissenschaftlern ihren Nutzen zogen.²¹

-
- 20 Vgl. A. Lütke (Hrsg.): *Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt/M., New York 1989 (bes. die Einleitung des Hrsg. (S. 9-47)). - Die Kontroverse auf dem Historikertag von 1984 ist dokumentiert: F. J. Brüggemeier, J. Kocka: „Geschichte von unten - Geschichte von innen“. Kontroversen um die Alltagsgeschichte, Fernuniversität-Gesamthochschule in Hagen/Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften 1985; J. Kocka: Sozialgeschichte zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte, in: W. Schieder, V. Sellin (Hrsg.): *Sozialgeschichte in Deutschland*, Bd. 1. Göttingen 1986, S. 67-88. - L. Niethammer (Hrsg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History*. Frankfurt/M. 1985, 2. Aufl.
- 21 Vgl. R. Berdahl u. a.: *Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt/M. 1982; H. Medick: „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und*

Für die Sozialgeschichte ergeben sich aus diesen Wandlungen des kulturellen und wissenschaftlichen Klimas neue Herausforderungen, einige Verluste, aber auch neue Chancen und Trends.

1. Die strukturgeschichtliche Ausrichtung der Sozialgeschichte ist in den letzten Jahren zwar nicht verschwunden, aber sie hat an Dominanz verloren. Die Innenseite der menschlichen Wirklichkeit, das Denken und das Fühlen, die Mentalitäten und Verhaltensmuster, die Erfahrungen, die Wahrnehmungen und damit die Sprache werden als Gegenstand sozialhistorischer Untersuchungen heute ernster genommen als vor 20 Jahren. Solange dies nicht zu einer Vernachlässigung der Strukturen und Prozesse führt, wird man das nur als Bereicherung begrüßen können.

2. Während sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themen heute in den Seminaren oder auf dem Büchermarkt manchmal als konventionell gelten, finden sozial- und kulturgeschichtliche Themen großes Interesse in der akademischen Arbeit wie in den Medien. Ein Buch über den Wandel bürgerlicher Tischsitten und Anredeformen findet vermutlich heute mehr Aufmerksamkeit als ein Buch über den Lebensstandard der Arbeiter in der Industriellen Revolution. Teil dieser Verschiebung des Interesses ist es auch, daß die Arbeitergeschichte, die in den 60er und 70er Jahren im Zentrum der Sozialgeschichte stand, heute an den Rand gerückt ist. Dagegen ist die Geschichte des Bürgertums und der Eliten heute attraktiver geworden. Ich sehe darin Zugewinne und Verluste zugleich.

3. Sozialökonomische Kategorien, sozialökonomische Einteilungen und Gliederungen herrschen weiterhin in der Sozialgeschichte vor. Sozialhistoriker unterscheiden weiterhin gern - für die neuere Zeit - zwischen Arbeitern, Bauern und Bürgern, Kriterien der Berufsgruppenzugehörigkeit, des Stands oder der Klasse sind weiter zentral. Aber in den letzten anderthalb Jahrzehnten sind andere Kategorisierungen nicht-sozialökonomischer Art wichtiger geworden: Die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern ist durch den Impuls der feministisch inspirierten Frauengeschichte ins Bewußtsein der Sozialhistoriker getrieben worden. Die Frauengeschichte ist dabei, sich zu einer Geschlechtergeschichte zu erweitern (von women's history zu gender history) und die Männergeschichte als ein notwendiges Pendant zur Frauengeschichte zu entdecken. Es gab und gibt da sehr viele Kontroversen, übersteigerte Erwartungen und weiterhin große Probleme. Insgesamt hat jedoch die Entwicklung zu einer großen Bereicherung geführt. Die Verknüpfung zwischen Geschlechtergeschichte und Klassengeschichte ist eines der großen theoretischen Probleme der Sozialgeschichte heute.²²

Gesellschaft, (im folgenden GG) 10(1984), S. 295-319; U. Raulff (Hrsg.): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin 1987. Jetzt als neue Zeitschrift: Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag 1(1993).

22 Vgl. K. Hausen (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte. München 1983; U. Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit. Frankfurt/M.

4. Auch nehmen Sozialhistoriker heute ernster als früher, daß man Menschen nicht nur nach Beruf, Klasse, Schicht und Geschlecht kategorisieren und vergleichend untersuchen muß, sondern auch nach Lebensphasen. Die Geschichte der Jugend und des Alterns hat an Interesse gewonnen. Es zeigt sich ein neues Interesse an Kollektiv- und Individualbiographien, an der Entwicklung von Lebensläufen. Schließlich ist die Unterscheidung zwischen Religionsgemeinschaften und Konfessionen heutzutage für Sozialhistoriker wichtiger als vor 20 Jahren.

5. Es gibt grundsätzliche Infragestellungen der Sozialgeschichte, die gleichzeitig Infragestellungen der Geschichtswissenschaft überhaupt sind - darüber habe ich kaum gesprochen. Sie hängen mit manchen Varianten postmoderner Kritik an der Aufklärung zusammen. So meinen manche, daß wir als Historiker nur noch einzelne Geschichten erzählen sollen, aber die Rekonstruktion der historischen Zusammenhänge besser bleiben lassen, weil das entweder unmöglich oder langweilig sei. Vor allem im Kulturbetrieb - nicht so sehr in der Wissenschaft selbst - wird bisweilen die Analyse und die Inszenierung von Geschichte nicht scharf auseinandergehalten. Eine gewisse Neigung besteht, historische Werke primär nach ihrem Unterhaltungswert zu beurteilen und die Aufklärungsfunktion eher klein zu schreiben. Es gibt auch eine gewisse Tendenz zur Verwischung der Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und fiktiver Literatur. Alles sei Text, meinen andere. Nach nichtsprachlicher Wirklichkeit zu fragen, sei sinnlos. Das ist ein weites Feld, über das ich jetzt nicht weiter spreche, aber hier liegt eine zentrale Herausforderung, nicht nur für die Sozialgeschichte, sondern für die Geschichtswissenschaft insgesamt.²³ Im übrigen ist dies eine gute Zeit für Sozialgeschichte. Sie hat sich geändert und sie ändert sich weiter, Neues wird entdeckt, manchmal auch Altes vergessen, aber langweilig ist sie keineswegs.

Ich habe aus der Perspektive des Bundesrepublikaners, des Bürgers der alten Bundesrepublik gesprochen, habe über Erfahrungen in der Geschichtswissenschaft und in der Öffentlichkeit der alten Bundesrepublik berichtet.

Was nun die Wende von 1989/90 und die Vereinigung der beiden deutschen Staaten und die allmähliche Vereinigung der beiden Gesellschaften für die Sozialgeschichte in Deutschland bedeuten mag, ist noch unklar und offen, dazu nur ein paar Überlegungen zum Schluß.²⁴ Erstens: Die Sozialgeschichte war in der DDR

1986; G. Bock: Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: GG 14(1988), S. 364-391; K. Hausen (Hrsg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Göttingen 1993.

23 Vgl. P. Engelmann (Hrsg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Stuttgart 1990; L. Hunt: Symbole der Macht. Macht der Symbole. Die Französische Revolution und der Entwurf einer politischen Kultur. Frankfurt/M. 1989; G. G. Iggers: Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang. Göttingen 1993, S. 87-96

24 Vgl. J. Kocka: Sozialgeschichte der neunziger Jahre, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 12(1993), S. 1125-1129; G. G. Iggers: Ein anderer historischer Blick. Beispiele ost-

weniger gut entwickelt als in der alten Bundesrepublik. Bisher hat die Vereinigung nicht zur Zunahme marxistischen Denkens in der deutschen Sozialgeschichte insgesamt geführt, eher zur Hinwendung auf eng spezialisierte empirische Arbeit auf klar identifizierbarer Quellenbasis.

Zweitens: Manche meinen, daß die Wende von 1989/90, überhaupt die Geschichte der letzten Jahre, eher das Primat der Politik und damit die große Bedeutung der Politikgeschichte, wenn nicht gar die große Bedeutung von Persönlichkeiten und Personen in der Geschichte beweise und die Grenzen sozialgeschichtlicher Interpretationen zeige. Das glaube ich nicht. Zwar wäre es hoffnungslos zu versuchen, was in den letzten Jahren in Deutschland, in Osteuropa, in der Sowjetunion geschehen ist, nach klassenanalytischen Kategorien zu begreifen. Die Revolutionen von 1989 waren keine Revolutionen in der proletarischen Tradition, erst recht nicht in der DDR. Aber ich glaube, daß, wenn man nur genau genug hinschaut, sowohl der Niedergang der Macht der Sowjetunion wie auch die ungeheure Kraft der Wiedervereinigungsforderung 1989/90 (vor allem in der DDR) wie auch die Langsamkeit der Wiedervereinigung seit 1990 letztlich sozialgeschichtlich am ehesten erklärt werden können.

Drittens: Ein großes Forschungsthema wird jetzt für Neuzeit-Sozialhistoriker unübersehbar, die Frage nach den Ursachen und Mechanismen des Niedergangs des „Realsozialismus“. So wenig man den Niedergang der Sowjetunion als übernationales Reich verstehen kann, ohne die harte internationale Konkurrenz zwischen den Blöcken in Rechnung zu stellen, so sehr wird man am Ende die mangelnde Funktionsfähigkeit und die allmähliche Selbsterstörung dieser Gesellschaften vor allem sozialgeschichtlich, sowohl struktur- wie erfahrungsgeschichtlich, erklären müssen. Die Sozialgeschichte der DDR steht erst am Anfang.

Viertens hat man in den letzten Jahren die ungeheure Überlebensfähigkeit und Sogkraft des Nationalen neu kennenlernen können, im Osten Europas, aber auch in Deutschland. Wie selbstverständlich haben sich die beiden deutschen Staaten vereinigt, als die Hindernisse gegen ihre Vereinigung ohne Krieg überwindbar wurden. Der Streit ging bei den meisten eher über das „Wie“ als über das „Ob“. Das bleibt erklärungsbedürftig. Diese Geschichtsmächtigkeit des Nationalen, der nationalen Identität, der nationalen Gemeinsamkeit als Basis, auf der Politik formuliert und durchgesetzt werden kann, diese über 200 Jahre reichende Kontinuität trotz aller möglichen Brüche, Katastrophen und Alternativen ist ein Forschungsproblem ersten Ranges. Die Sozialgeschichte, als Struktur- und Erfahrungsgeschichte zugleich verstanden, hat viel zu seiner Erforschung beizutragen.